

Zeitschrift: Zeitschrift für schweizerische Kirchengeschichte = Revue d'histoire ecclésiastique suisse
Herausgeber: Vereinigung für Schweizerische Kirchengeschichte
Band: 96 (2002)

Artikel: Rites de passage als Ausdruck sozialer Differenz am Beispiel von Leuk-Stadt 1900 bis 1960
Autor: Kuonen, Roland
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-130316>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Rites de passage als Ausdruck sozialer Differenz am Beispiel von Leuk-Stadt 1900 bis 1960

Roland Kuonen

Die Übergangsrituale sind transformativ: d. h. sie regeln die einschneidenden Wechsel und Übergänge im Lebenslauf des Menschen. Folgende Merkmale bestimmen einen Rite de passage: Grenzüberschreitung, formeller Beschluss (Gelübde), Öffentlichkeit und Unwideruflichkeit. Diese kollektiven Symbole und die darauf aufbauenden Verhaltensweisen ermöglichen Grenzüberschreitungen von einem Individuum zum andern, vom Alltag zur religiösen Erfahrung und von einer Lebensphase zur andern. Sie festigen damit die sozialen Gefühle, die sonst nur einen flüchtigen, labilen Charakter aufweisen würden. Rites de passage sind also soziale Institutionen, die durch die normativen Regeln, den materiellen Bedingungen und den sinnhaften Handlungen der beteiligten Menschen definiert sind. Dies als Abgrenzung zu einer immer häufiger festzustellenden inflationären Verwendung des Begriffs, bei der etwa das Zähneputzen oder das Händeschütteln in den Rang eines Ritus erhoben werden.¹

¹ Vgl. u. a: Urs Altermatt, Prolegomena zu einer Alltagsgeschichte der katholischen Lebenswelt, in: Theologische Quartalschrift, 173 (1993), 259–271. Andréa Belliger/David J. Krieger (Hrsg.), Ritualtheorien. Ein einführendes Handbuch, Opladen/Wiesbaden 1998. Pierre Bourdieu, Les rites comme actes d'institution, in: Pierre Centlivres/Jacques Hainard (Hrsg.), Les rites de passage aujourd'hui. Lausanne 1986, 206–215. Corina Caduff/Joanna Pfaff-Czamecka (Hrsg.), Rituale heute. Theorien – Kontroversen – Entwürfe, Berlin 1999. Axel Flügel, Chancen der Regionalgeschichte, in: Edwin Dillman (Hg.), Regionales Prisma der Vergangenheit. Perspektiven der modernen Regionalgeschichte, St. Ingbert, 1996, 25–46. Clifford Geertz, Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme, Frankfurt am Main 1995. Hans-Georg Soeffner, Zur Soziologie des Symbols und des Rituals, in: Jürgen Oelkers/Klaus Wiegenast (Hg.), Das Symbol – Brücke des Verstehens, Stuttgart/Berlin/Köln 1991, 63–81. Arnold van Gennep, Übergangsriten, Frankfurt/New York 1986.

So verstanden nehmen Rituale Bezug auf die letzten Dinge, auf das Numinose. Doch die Analyse der Übergangsrituale lässt auch Fragen nach den Zwängen, Interessen und Orientierungen der Handelnden zu. Ihre Untersuchung ist offen für statistische und hermeneutische Verfahren und macht sozialen Wandel darstell- und interpretierbar. Jede Veränderung in der Verteilung des ökonomischen, sozialen oder kulturellen Kapitals bewirkt eine Neupositionierung der Akteure im sozialen Raum.² Dies wiederum wirkt sich aus auf die symbolische Ebene des kulturellen Systems, hier also auf den konkreten Vollzug der religiösen Praktiken. Religion als kulturelles Symbolsystem strukturiert Bedeutungen und hat Kommunikationsfunktion.³

Inszenierung sozialer Differenz bei Hochzeit und Beerdigung

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts war das Wallis ein agrarisches Land. Wie ein Blick auf die Erwerbsstatistik zeigt, arbeiteten im Jahre 1900 noch 66.03% der Beschäftigten im ersten Sektor.⁴ Zwar hatte die Industrialisierung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eingesetzt, ein starkes industrielles Wachstum begann aber erst in der Zeit von 1901 bis 1910.⁵ Eine schmale Oberschicht regierte die breite, überwiegend bäuerliche Unterschicht. Bis nach dem Ersten Weltkrieg rekrutierten sich die Mitglieder der Eliten praktisch ausschliesslich aus einer kleinen Gruppe von Familien des Walliser Adels⁶ und der Notabilität. Viele wichtigen Posten in

² Vgl. Pierre Bourdieu, *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*, Frankfurt am Main ¹⁰1998, 171–404. Vgl. Pierre Bourdieu, *Sozialer Raum und Klassen. Leçon sur la leçon*, Frankfurt am Main ³1995.

³ Vgl. Altermatt Urs, *Katholizismus und Moderne. Zur Sozial- und Mentalitätsgeschichte der Schweizer Katholiken im 19. und 20. Jahrhundert*, Zürich ²1991, 87 ff. Vgl. Pierre Bourdieu, *Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns*, Frankfurt am Main 1998, 173.

⁴ Vgl. Heiner Ritzmann-Blickenstorfer (Hg.), *Historische Statistik der Schweiz*, Zürich 1996, 410 f.

⁵ Vgl. Arthur Fibicher, *Walliser Geschichte. Die Neuzeit: Ereignisse und Entwicklungen 1520–1991*, Sitten 1993, 232 ff. Vgl. Beat Kaufmann, *Die Entwicklung des Wallis vom Agrar- zum Industriekanton*, Zürich 1965.

⁶ Vgl. Michel de Preux, *La Noblesse valaisanne*, Sierre 1986. Juristisch existierte der Walliser Adel bis 1634. Dann verwandelte sich das Wallis in eine 'aristokratische Republik'. Die Begriffe Adel, Herrschaft, Patriziat, Notabilität, Herren und Häupter werden –wissenschaftlich unkorrekt – meist synonym verwendet.

Politik, Verwaltung, Heer und Kirche waren dieser Führungsschicht vorbehalten.⁷ Der Herrschaftsanspruch der Häupterfamilien war bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts praktisch unbestritten. Diese auf den Kanton bezogenen Aussagen gelten in gleicher Weise für Leuk.

Leuk-Stadt gehörte bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts zu den bedeutendsten Orten des Kantons. Bis 1888 zählte Leuk mehr Einwohner als Brig und bis 1910 mehr als Visp. Die führenden Familien teilten die politischen Ämter unter sich auf. So vertraten zwischen 1847 und 1917 ausschliesslich Mitglieder aus den bestimmenden neun Leuker Familien – im Volksmund *Heeru*⁸ genannt – den Bezirk im Grossen Rat.⁹ Die Geschlechter Zen-Ruffinen, Allet, von Werra und Loretan waren von 1848 bis 1937 bis auf die Phasen 1877–1901 und 1913–1925 immer mit einem Mitglied im Staatsrat vertreten. Diese Familien waren bemüht, sich mit einem repräsentativen Familiensitz und einem nach aristokratischem Vorbild ausgerichteten Lebensstil von den gewöhnlichen Leuten abzuheben.

Der relative Abstieg von Leuk und damit auch der Häupterfamilien beschleunigte sich mit der nach 1900 voranschreitenden Industrialisierung. Wenn auch der Einfluss der Herrenfamilien in der Politik nach der Jahrhundertwende allmählich abnahm und sich vor allem deren wirtschaftliche Situation verschlechterte, blieben Wille und Anspruch auf einen standesgemässen Lebensstil. Hierzu gehörte es, die Distanz zur Unterschicht sichtbar zu machen.

In einem Kanton, in dem sich im Jahre 1900 gut 98% der Bevölkerung zum Katholizismus bekannte, kamen Klerus und Kirche eine nicht zu unterschätzende Rolle in der Vermittlung eines traditionellen Weltbildes zu, das den Führungsanspruch der Magistratenfamilien legitimierte. Bestens geeignet für die Inszenierung sozialer Differenz und damit deren Rechtfertigung waren unter anderem die kirchlichen Übergangsrituale. Bis in der zweiten Hälfte der 1950er Jahre wurden in Leuk Standesdifferenzen mittels

⁷ Vgl. Wilfried Meichtry, *Zwischen Ancien Régime und Moderne. Die Walliser Adelsfamilie von Werra*, Diss. phil. Bern, Visp 2001, 27 ff.

⁸ Herren. Mit demselben Begriff bezeichnete man oft auch die Priester.

⁹ Vgl. Alois Grichting, *Das Oberwallis von 1840 bis 1990. Politik, Wirtschaft, Kultur*, Brig 1990, 440 ff.

der kirchlichen Übergangsrituale in Szene gesetzt. Exemplarisch kann dies an den Beispielen Hochzeit und Beerdigung aufgezeigt werden.

Hochzeit bis 1950:

Sonntags die einfachen, werktags die besseren Leute

Wenige Anlässe bieten einem sozialen Verband so viele Möglichkeiten, die Zusammengehörigkeit und Abgrenzung darzustellen wie die Hochzeit. Es war die schichtspezifische Ausgestaltung der Hochzeitsfeier, der in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts eine grosse Bedeutung zukam. Dies wurde in allen Interviews bestätigt, die ich 1997–98 durchführte.¹⁰

Leuker Normalbürgerinnen und -bürger heirateten praktisch ausschliesslich am Sonntag. Bis Ende der 1930er Jahre hatten sich Braut und Bräutigam sowie die Trauzeugen vor der ersten Frühmesse – im Sommer vor 05.00 Uhr und im Winter vor 05.30 Uhr – in der Kirche einzufinden. Der Pfarrer vollzog vor der Messe die kurz und formal gehaltene Trauhandlung. Das frischvermählte Paar nahm dann an der Messe teil und empfing die Kommunion.

In den 1940er Jahren empfand man diese Gestaltung zunehmend als stossend, darum liess man sich vermehrt an einem Wallfahrtsort trauen.¹¹

In einem ganz anderen Rahmen vollzogen nämlich die Angehörigen der Oberschicht die kirchliche Trauung. Sie heirateten an einem Werktag, vorzugsweise am Samstagnachmittag. Die Brautleute schlossen ihren Bund fürs Leben an einer eigens für sie feierlich gestalteten Messe. An dieser nahmen die Familienangehörigen, die geladenen Gäste und Neugierige aus dem Orte teil.

Bereits der Gang zur Kirche zeigte auf, welchen Platz in der sozialen Hierarchie dem Brautpaar zukam. Die Braut einer Patrizierfamilie wurde von ihrem Elternhaus in einem feierlichen Zug zur Kirche geführt. Auf dem letzten Wegstück waren oftmals Teppiche

¹⁰ Es handelt sich um teilstrukturierte Interviews im Rahmen meiner Lizentiatsarbeit mit fünf Frauen und vier Männern zwischen 18 und 94 Jahren. Bei der Auswahl wurde auf Alter, Geschlecht und soziale Herkunft geachtet. Den Interviewten wurde vorgängig die Anonymisierung zugesichert. Die Gespräche liegen in einer schriftlichen, mit Unterschrift autorisierten Fassung vor.

¹¹ Autorisiertes Interview mit Pfarrer Jean-Marie Salzmann, 24. Oktober 1997.

ausgelegt. Zählte man zur absoluten Spitze der Gesellschaft, wurde unter Umständen die gesamte Strecke Elternhaus – Kirche auf Teppichen zurückgelegt oder man heiratete sogar in der Kathedrale von Sitten.¹²

Bei Hochzeiten der Herrschaft hatte natürlich auch die Kleidung dem Status zu entsprechen. Meist war die Braut ganz in Weiss gekleidet. Wertvolle Stoffe waren zu einem kunstvoll verzierten Hochzeitsrock gearbeitet und ein langer Schleier – getragen von Brautjungfern – bedeckte den Kopf. Der Gang zur Kirche wurde so zu einer Demonstration von Macht, Reichtum und gottgewollter sozialer Differenz.¹³

Eine Braut der Unterschicht war immer dunkel, meist sogar schwarz gekleidet. Das Kleid konnte so gegebenenfalls später als Trauerkleid oder gar als Leichengewand wieder verwendet werden.

Bis in den 1940er Jahren finanzierte meist der Brautvater die weltliche Feier. Diese spielte sich in der Unterschicht in einem äusserst bescheidenen Rahmen ab. Das Paar ass im Haus des Brautvaters das Frühstück, eventuell auch noch das Mittagessen. Wurde an einem Werktag geheiratet, ging man spätestens nach dem Mittagessen wieder der Arbeit nach.

Ab Beginn der 1940er Jahre begann die Unterschicht den Hochzeitstag umzugestalten. Bei Frau B, Heirat 1944, waren die Eltern und die Geschwister mit ihren Kindern zum Essen eingeladen. Den Nachmittag verbrachte man im gemütlichen Beisammensein auf dem Anwesen des Brautvaters.¹⁴

Für die Familien der Herrschaft galt es, auch die weltliche Feier standesgemäss aufzuziehen. Dazu gehörte die Einladung einer illustren Gästeschar und ein eindrückliches Festbankett. Hoch-

¹² Leo von Werra heiratete am 3. Mai 1905 Henriette Wolff in der Kathedrale von Sitten.

¹³ Heiratsfragen waren in der Oberschicht Angelegenheit der Familienpolitik. Es wurden nur Eheschliessungen mit Geschlechtern der Führungselite akzeptiert. Andere Verbindungen galten als *Mésalliances*. Taxierte man eine Beziehung als nicht standesgemäss, versuchte man die Heirat zu verhindern. Geling dies nicht, hatten die zwei auch nach der Hochzeit mit der Ächtung durch die Oberschicht zu rechnen. Vgl. Meichtry, *Zwischen Ancien Régime und Moderne*, 35; und Roland Kuonen, *Gott in Leuk. Von der Wiege bis ins Grab – Die kirchlichen Übergangsrituale im 20. Jahrhundert*, Freiburg Schweiz 2000, 158 ff.

¹⁴ Interviews mit Frau B (ca. 85), 5. u. 11. November 1997.

zeitsanzeige und Einladung erfolgten in der Regel schriftlich.¹⁵ Verfügte die Familie des Bräutigams über ein Herrschaftshaus, das genügend Platz bot, wurde das Dîner hier eingenommen, andernfalls feierte man im grossen Saal des Hotels Susten. Tischkarten wiesen den in eleganter Abendgarderobe gekleideten Damen und den oft in Uniform oder Frack steckenden Herren den Platz an der Tafel zu. Auch war es ausschliesslich bei Hochzeiten der Oberschicht Sitte, dass einige Männer während dem Hochzeitsball Sprengstoffladungen mit möglichst lauten Knallgeräuschen zur Explosion brachten.¹⁶

Zusammenfassend kann man festhalten, dass die Gestaltung des Hochzeitstages bis in die 1940er Jahre die Standesdifferenzen in klarer Schärfe herausstrich. Die Stellung eines Brautpaares in der örtlichen und kantonalen Hierarchie wurde, für alle sichtbar, in eindeutigen Symbolen kenntlich gemacht. Braut und Bräutigam wurden auf den ihnen zustehenden Platz in der Gesellschaft gestellt.

Demokratisierung der Heirat nach 1950

Der wirtschaftliche Aufstieg immer breiterer Kreise sowie der Niedergang vieler Familien der Oberschicht blieb nicht ohne Wirkung auf die Gestaltung des Hochzeitstages. Die einfachen Leute, die sich nun immer aufwändigere Feiern leisten konnten, orientierten sich am Vorbild der Oberschicht, deren Macht und Einfluss man sonst bekämpfte.¹⁷

Im Verlaufe der 1950er Jahre erstritt die Unterschicht, gegen den Widerstand einiger vornehmer Familien das Recht, am Samstag zu heiraten. Die Gästeschar, die das Paar auf dem Weg zur Kirche begleitete wurde immer grösser. Bald einmal wurde es üblich, dass das Brautpaar in einem festlich geschmückten Auto bis vor die Kirche gefahren wurde. Innerhalb von zehn Jahren wurde die Heirat im weissen Brautkleid zum Normalfall. Es erfolgte gleichzeitig eine allgemeine Umdeutung der weissen Farbe; statt die Standesdifferenz sollte sie nun einzig die Jungfräulichkeit der Braut anzei-

¹⁵ Interviews mit Frau C (ca. 65), 16. Oktober 1997; Frau D (ca. 40), 7. Januar 1998.

¹⁶ Vgl. Kuonen, Gott in Leuk, 147 ff.

¹⁷ Vgl. Kuonen, Gott in Leuk, 163–173.

gen. Auch die Gestaltung der Messfeier wurde im Verlaufe der 1960er völlig auf das Brautpaar ausgerichtet. Im Gleichschritt mit den Veränderungen der kirchlichen Feier übernahm man die Vorgaben der Oberschicht auch für die Gestaltung des weltlichen Festes. Die Gäste lud man schriftlich ein. Das Festmahl musste nun im Saal eines Restaurants eingenommen werden. Tischdekorationen schmückten schon Ende der 1950er Jahre die Tafel, und Namenskärtchen wiesen den Geladenen die Plätze zu.¹⁸

Aus dem Gesagten geht unschwer hervor, dass die Finanzierung des Anlasses immer grössere Mittel beanspruchte, Mittel, die die Brautväter bald einmal nicht mehr aufzubringen imstande waren. Man ging allmählich dazu über, dem Brautpaar das Geschenk in Form von Bargeld zu überreichen, und es wurde nun Sache des Hochzeitspaares, die Feier zu finanzieren.

Im Verlaufe der 1970er Jahre wurde eine Entwicklung abgeschlossen, die ab Mitter der 1940er Jahre eingesetzt hatte. In deren Verlauf sind die Art und Weise der Einladung, die Gestaltung der Messe, die Kleidung von Brautleuten und Gästen und das private Fest von der Oberschicht kopiert worden. Nicht mehr der Geburtsstatus des Paares definierte die Ausgestaltung der Feier, sondern die Vorlieben der Brautleute und die finanziellen Ressourcen.¹⁹

Die Beerdigung: Der Wandel zwischen 1900 und 1970

Auch der Tod vermochte die Standesdifferenzen nicht zu verwischen. Im Gegenteil: Totengeläut, Beerdigungsmesse, Aufbahrung in der Kirche und Grabgestaltung boten weitere Möglichkeiten der schichtspezifischen Gestaltung des letzten Übergangsritus im Lebenslauf eines Menschen – Möglichkeiten, die bis Mitte der 1950er Jahre genutzt wurden.

«*Ischi Gloggu litut! Wer va isch ischt gschtorbu?*»²⁰: Bis in die 1940er Jahre wurde in Leuk möglichst umgehend nach dem Eintritt des Todes eines Einwohners geläutet. Das Geläut gab nicht nur Auskunft darüber, dass jemand gestorben war, sondern auch über

¹⁸ Interview mit Frau C (ca. 65), 16. Oktober 1997. Vgl. auch Kuonen, Gott in Leuk, 168–171.

¹⁹ Vgl. Kuonen, Gott in Leuk, 171–174.

²⁰ Unsere Glocke läutet! Wer von uns ist gestorben?

die soziale Stellung des Toten. Für die vornehmsten Geschlechter wurde die grösste Glocke geläutet. Leute von besserem Stand, die aber nicht zu den vornehmsten zählten, hatten sich mit der zweiten Glocke zu begnügen. Für alle andern läutete die kleine «Totenglocke».²¹

Nach 1928 war das Privileg mit einer hohen Gebühr zu erkaufen. Für das Läuten mit der grossen Glocke waren nun fünfzig Franken und für die zweite Glocke fünfundzwanzig Franken zu bezahlen, währenddem das gewöhnliche Geläut kostenlos war.²²

In den 1940er Jahren ist das Läuten kurz nach dem Hinschied abgeschafft worden, doch die Differenzierung nach Stand ist beim sogenannten Endläuten bis 1957 beibehalten worden. In jenem Jahr beschloss der Kirchenrat, fortan für alle Verstorbenen die grosse Glocke kostenfrei zu läuten.²³

Aufbahrung und Weg zur Kirche: Bis um 1980 sind in Leuk die Toten in ihrem Heim aufgebahrt worden. In der Wohnung des Verstorbenen wurde ein Zimmer zum Aufbahrungsraum umfunktioni-ert. Man gab sich grosse Mühe, die Toten möglichst schön herzurichten. «Än hibschi Lich» wurde von den Trauergästen jeweils anerkennend wahrgenommen.²⁴

Bis Anfang der 1960er Jahre wurden die Toten jeweils auf dem Bett aufgebahrt. Bekleidet wurden sie mit ihrem schönsten Sonntagskleid, oft war dies das Hochzeitskleid. Natürlich wurde das Aufbahrungszimmer besonders hergerichtet. Blumen und Kränze schmückten den vor Tageslicht geschützten Raum. Zudem wurde Tote der Oberschicht erhöht aufgebahrt.

Ende 1950er Anfang 1960er Jahre wurde damit begonnen, die Toten im Sarg aufzubahren. Die Säрге der einfachen Leute waren sehr schlicht und meist nur mit Papier und Hobelspänen ausgekleidet. Für Tote der Oberschicht wurde oft ein erhöhter «doppelstöckiger» Sarg verwendet, der mit wertvollen Stoffen ausgekleidet war.²⁵

²¹ Vgl. Kuonen, Gott in Leuk, 192.

²² Friedhofreglement vom 27. März 1928, Pfarrarchiv Leuk, Schachtel Nr. 7 (prov. klass.).

²³ Protokolle Kirchenrat, 29. Nov. 1957, Pfarrarchiv Leuk.

²⁴ Vgl. Kuonen, Gott in Leuk, 193–195.

²⁵ Vgl. Kuonen, Gott in Leuk, 194.

Am Tag der Beerdigung wurde der Leichenzug mit einem Toten der Unterschicht an einer für jedes Quartier genau festgelegten Stelle vom Pfarrer abgeholt. Tote aus den vornehmen Kreisen holte der Pfarrer direkt beim Haus ab, wo sie aufgebahrt gewesen waren.²⁶

Beerdigungsmesse: Eine halbe Stunde vor Beginn des Totenamtes wurde der Sarg bei den Stufen zum Chor aufgestellt. Bis um 1950 verwendete man bei den Toten der Oberschicht nicht nur den normalen Sargtisch, sondern stellte auf diesen noch einen Katalfalk, den man in der Höhe verstellen konnte. Je nach Ansehen des Toten wurde die Höhe variiert. Bei sehr Vornehmen kam der Sarg etwa auf die Höhe von 1.50 Meter zu liegen. Zudem war es das Privileg der Oberschicht, dass ihre Säрге mit einem schwarzen Tuch, bestickt mit religiösen Symbolen, zugedeckt wurden. Blumen und Kränze stellte man links und rechts vom Sarg auf. Dabei liessen Menge und Qualität Rückschlüsse auf Reichtum und Ansehen des Toten zu.²⁷

War der Tote ein Leuker Burger, stellte die Burgerschaft Leuk für den Beerdigungsgottesdienst kostenlos vier Kerzen auf Kandelabern zur Verfügung, nicht aber für die übrigen Einwohner. Dies hatte bereits 1791 zur Gründung der «Einwohner Kerzenbruderschaft Leuk» geführt. Ihr Hauptzweck war bis im 20. Jahrhundert das Vermieten von vier Kerzen gegen ein sehr geringes Entgelt für den Beerdigungsgottesdienst eines Bruderschafters oder seiner Familienangehörigen. Dieser Vereinszweck wurde Ende der 1930er Jahre hinfällig.²⁸

Auch der Zeitpunkt des Beerdigungsgottesdienstes war verschieden. Einfache Leute bestattete man um 10.00 Uhr und vornehme um 11.00 Uhr. Waren am selben Tag sowohl ein Angehöriger der Unterschicht wie der Oberschicht zu beerdigen, verzichtete man beim ersten auf das Singen der Requiemmesse. Die Totenmesse für den Normalbürger war in so einem Fall möglichst rasch über die Bühne zu bringen, damit genügend Zeit für die Beerdigungsfeier des Vornehmen blieb. Zudem mussten die Mitglieder

²⁶ Frau B (ca. 85) und Herrn Z (ca. 85), 5. u. 11. November 1997; Frau C (ca. 65), 15. Oktober 1997; Herrn Y (ca. 50) 15. Dezember 1997; Interview mit Pfarrer Salzmann, 11. Oktober 1997.

²⁷ Vgl. Kuonen, 198–199.

²⁸ 200 Jahre Einwohner Kerzenbruderschaft Leuk – 1791–1991, o. O., o. J.

der Herrenfamilien, die auch an der Beerdigung des Normalbürgers teilnahmen, vor der Beerdigungsmesse für den Toten der Oberschicht einen Kleiderwechsel vornehmen. Es gehörte sich für diese Kreise nicht, bei beiden Beerdigungen dieselben Kleider zu tragen. Man hatte zwar allen die letzte Ehre zu erweisen, doch war dem Rang des Verstorbenen auch mit der Kleidung Rechnung zu tragen.²⁹

Das Grab: Selbstverständlich hatte auch die letzte Ruhestätte Rang und Bedeutung des Verstorbenen wiederzugeben. 1927 stellte man ein neues Friedhofreglement auf. Nun wurde der Erwerb von sogenannten konzessionierten Gräbern möglich. Für ein Familiengrab waren für 99 Jahre 200 Franken zu entrichten. Eine Konzession von 50 Jahren für ein Einzelgrab kostete 50 Franken. Diese Gräber lagen längs der Friedhofmauern und der Standort konnte durch die Konzessionäre ausgewählt werden. Die Konzessionsinhaber hatten das Recht, die Konzession bei Ablauf wieder zu erneuern. Praktisch alle Familien der Oberschicht leisteten sich ein Familiengrab. Nicht selten liessen die Patriziergeschlechter eigentliche Grabmonumente errichten.³⁰

Wer sich keine Konzession leisten konnte, dem wurde auf dem allgemeinen Gräberfeld ein Grab zugewiesen.

Seit 1991 werden keine Konzessionen mehr erteilt oder verlängert.³¹ Die Familiengräber werden so mit der Zeit in normale Einzelgräber umgewandelt.

Das Leichenmahl: Bis zu den 1940er Jahren luden die Patrizier die Gäste ins Restaurant oder zu sich nach Hause ein. In jedem Fall wurde aber eine reichliche Mahlzeit aufgetragen. Frauen von Leuk haben in den Häusern der Vornehmen bei den Leichenmählern als Aushilfsköchinnen gewirkt. Die einfachen Leute nahmen das Leichenmahl normalerweise in der Burgerstube ein. Aufgetischt wurden in der Regel Käse und Brot, getrunken wurde Wein, oft vom eigenen Weinberg. Die Differenzen in der Gestaltung des Leichenmahls wurden in den 1950er Jahren eingeebnet.³²

²⁹ Gespräche mit Frau A (ca. 90), 4. November 1997, Frau B (ca. 85); Herrn Z (ca. 85), 05. u. 11. November 1997; Frau C (ca. 65), 15. Oktober 1997.

³⁰ Vgl. Kuonen, Gott in Leuk, 201–204.

³¹ Protokoll der Urversammlung vom 28. Mai 1991, Gemeindearchiv Leuk.

³² Gespräche mit Frau B (ca. 85), 5. u. 11.11.1997; Frau C (ca. 65), 15. u. 16.10.1997; Herrn Z (ca. 85), 5. u. 11.11.1997; Herrn Y (ca. 50), 15.12. 1997.

Totenbild und Nachruf: Mit Totenbildchen will man die Verstorbenen im ehrenden Andenken behalten. Auch sollen sie die Leute ermuntern, für die Verstorbenen zu beten. Vermögende Familien gaben solche Bilder bereits vor 1900 in Auftrag. Die gewöhnlichen Bürger konnten sich diese Ausgaben bis in die 1930er Jahre nicht leisten.³³ Im Verlaufe der 1940er Jahre verzichteten dann nur noch diejenigen auf das Drucken von Totenbildchen, die dazu finanziell nicht in der Lage waren, was nur noch vereinzelt der Fall war.

Auch die Publikation von Nekrologen in der Presse war bereits vor der Jahrhundertwende von 1900 üblich, falls der Verstorbene in der Gesellschaft eine bedeutende Stellung eingenommen hatte. Und bis in den 1940er Jahren wurde mit dem Nachruf einer angesehenen Persönlichkeit oft die ganze Titelseite gefüllt.³⁴ Ende der 1960er Jahre setzte sich diese Art und Weise, den Verstorbenen zu ehren, sehr rasch und allgemein durch.

Soziale Funktion kirchlicher Rituale zwischen 1900 und 1960: ein Fazit

In der traditionellen Gesellschaft der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts erzeugte die katholische Religion in Leuk – und nicht nur dort – eine umfassende Ordnung. Die religiösen Glaubensvorstellungen gestalteten die sozialen und psychologischen Prozesse wesentlich mit, d. h. sie bestimmten, wie man sich zu verhalten hatte. Zudem ermöglichten es die kirchlichen Rituale den Beteiligten ihren Rang in der sozialen Hierarchie zuzuweisen und die Ständedifferenzen zu inszenieren.

So gab in Leuk bis in den 1950er Jahren der sonntägliche Kirchgang Aufschluss über den sozialen Status der Kirchgänger. Direkt hinter den Schulkindern nahmen die Angehörigen der Oberschicht auf der Männerseite Platz.³⁵ Es war üblich, dass die einfachen Leute via Seitengänge zu ihren Plätzen gingen, denn der Weg durch den Hauptgang blieb den Patriziern vorbehalten. Wenn nun ein Mitglied der Oberschicht vom Hauptgang her in eine bereits besetzte

³³ Gespräche mit Frau A (ca. 90), 4. November 1997; Gespräch mit Willy Schmid, Inhaber der Rhone Druck AG Visp, 17. April 1998.

³⁴ Vgl. z. B. Walliser Bote. Katholisch – konservatives Volksblatt für das Oberwallis, 27.07.1932, 75. Jg., Nr. 60, Nekrolog für Gustav Loretan.

³⁵ Vgl. Kuonen, Gott in Leuk, 221–226.

Bank treten wollte, durfte es davon ausgehen, dass jene minderen Ranges in den Seitengang auswichen und so der Platz am Hauptgang frei wurde.

Ähnlich dem Kirchgang wies auch der Vollzug der Rituale allen Beteiligten den ihnen gebührenden Platz zu. So boten Erstkommunion, Firmung, Heirat und Beerdigung jeweils Gelegenheit aufzuzeigen, wer in Leuk welche gesellschaftliche Position innehatte. In einer eigentlichen Demonstration von Macht und Reichtum heirateten die Angehörigen der Oberschicht und beerdigten sie ihre Verstorbenen. Wie anders war es bei den gewöhnlichen Bürgern: Fast verschämt liessen sich die einfachen Leute sonntags vor der ersten Frühmesse trauen. Auch der Tod verwischte diese Ständedifferenzen nicht, im Gegenteil: die Gestaltung von Totengeläut, Beerdigungsmesse, Aufbahrung und des Grabes belegten den minderen Rang. All diese schichtspezifischen Differenzen in der Gestaltung der Übergangsrituale verschwanden im Verlaufe der 1950er Jahre praktisch vollständig.³⁶

³⁶ Vgl. Kuonen, Gott in Leuk, 232–238.